

# Was passiert, wenn Frauen bauen?

Die Installation «Fraumünsterhof 21» zelebriert fünfzig Jahre Frauenstimmrecht

NADINE A. BRÜGGER

«Was wird denn hier gebaut?», fragt ein junger Mann auf dem Velo. Augenblicke später schlendert ein älteres Paar mit der gleichen Frage über den Münsterhof: Hat man etwa die Ankündigung einer Baustelle mitten in der Stadt verpasst? Montiert werden massive Gerüststangen und meterlange Stoffbahnen. Einmal in Form gebracht, bilden Stangen und Stoffe das Zentrum einer Installation mit dem Titel «Fraumünsterhof 21». Seit Mittwoch und noch bis Montag werden damit auf dem Münsterhof fünfzig Jahre Frauenstimmrecht in der Schweiz zelebriert.

## Ein rezyklierbarer Pavillon

Spezialistinnen aus verschiedensten Gebieten unterhalten sich im Pavillon mit der Bevölkerung über Networking, die Sichtbarkeit von Frauenarbeit, Care-Arbeit, Diversität oder eben auch: Architektur und Nachhaltigkeit. Denn wenn es immer mehr Architektinnen und Bauleiterinnen gibt, stellt sich auch die Frage: Bauen Frauen anders?

«Ein paar Kabelbinder werden wir am Ende schon entsorgen müssen. Aber sonst haben wir für die Installation alle Elemente ausgeliehen. Sie werden danach abgebaut und an einem anderen Ort wiederverwendet. Wir wollen möglichst keinen Abfall hinterlassen», sagt Elli Mosayebi. Die Architektin und ETH-Professorin steht mit Helm und Turnschuhen auf dem Münsterhof. Zusammen mit einer Gruppe ETH-Studierenden hat sie den Pavillon für «Fraumünster 21» entworfen.

## Ökologischer und offener

Mosayebi ist ein lebendes Exempel dafür, dass sich in der Architektur «nun endlich», wie sie sagt, auch ein gesellschaftlicher Wandel zeigt. Als Studentin hörte sie oft: «Wenn du als Frau Karriere machen willst, kannst du unmöglich eine eigene Familie haben.» Heute ist sie 44 Jahre alt, ETH-Professorin, hat zwei Kinder und ein eigenes Architekturbüro, mit dem sie reihum alte Zöpfe kappt.

«Es hat natürlich niemand darauf gewartet, dass ich auch noch Mutter werde, und ja, die Betreuungssituation in der Schweiz ist ungenügend. Aber dass es nicht gehen würde, das habe ich nie geglaubt», sagt Mosayebi, lässt den Blick prüfend über die Baustelle auf dem Münsterhof gleiten und fügt an: «Sich zwischen Karriere und Familie entscheiden zu müssen – meine Studentinnen heute können sich gar nicht mehr vorstellen, dass ihnen jemand so etwas überhaupt sagt.»

An den Hochschulen studieren schon lange etwa gleich viele Frauen und Männer Architektur. «Dass Frauen ästhe-



Elli Mosayebi kontrolliert den Fortschritt ihres Pavillons für die Aktionstage «Fraumünsterhof 21».

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

tisch anders bauen als Männer, ist Blödsinn», stellt Mosayebi sofort klar. Das hänge viel mehr von der Persönlichkeit, der Aufgabe oder den Bauherren ab als vom Geschlecht. Allerdings, vermutet Mosayebi, baut eine jüngere Generation «ökologischer, offener und sozial verträglicher».

## «Männer reissen lieber ab»

Was die Zürcherin Mosayebi andeutet, vertritt ihre Basler Kollegin Barbara Buser, die mit ihren 67 Lebensjahren einer anderen Generation von Architektinnen angehört, ganz vehement. «Die Männer reissen lieber ab und bauen neu. Frauen hingegen – sie hält kurz inne, meldet das Klischee an, bevor sie es ausspricht – «denen ja das Pflegende und Sorgende oft anerzogen wurde, erhalten alte Gebäude, bauen an und aus um, statt erst einmal alles einzustampfen.» Am zweiten Aktionstag an diesem Donnerstag wird sie auf dem Münsterhof gemeinsam mit der Architektin Sara Barth ein Input-Referat zu nachhaltiger Architektur halten.

Ihr Appell: In den nächsten zehn bis zwanzig Jahren sollte in der Schweiz nichts mehr abgerissen und neu gebaut, sondern nur um- oder ausgebaut werden. Bei gegenwärtig rund 70 000 leerstehenden Wohnungen könnte das tatsächlich realisierbar sein. Erst wenn die Prozesse und Materialien keinen Kohlenstoff mehr freigeben und alle Optimierungsmöglichkeiten ausgeschöpft seien, solle man wieder neu bauen.

## Frauen investieren in das Alte

«In der Schweiz bauen wir ja für die Ewigkeit. Mit all den Auflagen, die ein Haus erfüllen muss, sind wir gar nicht in der Lage, schlechter zu bauen», so legt Buser das Fundament ihrer Argumentation dar und fährt fort: «Wenn wir ein Haus, das

bei gutem Unterhalt zehn Generationen dienen kann, abreißen, geht die graue Energie, die man damals beim Bau hineingesteckt hat, verloren.» Zudem werde weitere Energie für den Abriss aufgewendet. «Diese Verluste werden derzeit nicht mit eingerechnet, wenn man die Nachhaltigkeit des energieeffizienten Neubaus berechnet», sagt Buser.

Selbst mit dem Rezyklieren von Beton könne der CO<sub>2</sub>-Ausstoss im Vergleich zur Verwendung von neuem Beton nur um drei bis maximal zehn Prozent reduziert werden. «Weil man den Beton ja erst aufbrechen und dann mit neuem Zement anrühren muss und ihn erst dann wieder verbauen kann», erklärt Buser.

Genau da sei ein weiterer Geschlechterunterschied zu beobachten: «Während Architekten bei der Nachhaltigkeit vor allem auf Recycling setzen – also abbauen, einstampfen und neu formen –, investieren Architektinnen in das Wiederverwendete, sie benutzen also verschiedene Bauten, Bauteile und Baumaterialien so weiter, wie sie sind.» Auch das komme womöglich daher, dass Frauen sich daran gewöhnt hätten, sich an bestehende Strukturen anpassen zu müssen.

## Der moralische Druck

Noch ist es allerdings meistens günstiger, ein altes Haus abzureissen und ein neues zu bauen. «Ökologisches Bauen muss sich zu lohnen anfangen», sagt Mosayebi. Dazu sehen beide Architektinnen die Politik in der Pflicht. Es brauche etwa mehr Bauteilbörsen, bei denen bestehendes Material gelagert wird. Zudem an Bedingungen geknüpfte, höhere Ausnutzungsziffern, damit bestehende Häuser aufgestockt werden könnten, und finanzielle Anreize oder Auflagen dafür, dass lokales Baumaterial wie Schweizer Holz oder Naturstein verwendet wird.

«Beim Essen oder bei unseren Kleidern, da wollen wir wissen, woher alles

kommt. Auf der Baustelle hingegen weiss niemand, woher die Materialien kommen», sagt Mosayebi. Aber das werde sich ändern. Wenn nicht durch neue Gesetze, dann wegen des moralischen Drucks. «Die Frage, wie wir mit unseren Ressourcen umgehen, wird nämlich immer dringender», sagt die ETH-Professorin.

## Mit Server-Abwärme heizen

Ist der Bau abgeschlossen, stellt sich die nächste wichtige Frage: Woher kommt die Energie? Wie wird geheizt? «Wir könnten viel kreativer mit dieser Frage umgehen. Ausser auf Solarenergie könnten wir vermehrt auf Abwärme setzen. Tunnelthermie ist eine Möglichkeit oder die Abwärme von Servern», erklärt Mosayebi.

Solche Techniken möchte sie zudem nicht in den Wänden und Kellern verschwinden lassen, sondern sinnlich erfahrbar machen: «So können die Menschen dafür auch ein Bewusstsein entwickeln.» Dass der Mensch gerne sieht, wie Technik funktioniert, sieht man bei den stets zahlreichen Zuschauern im Dampfschiff-Bauch ebenso wie anhand der Nachfrage nach Uhren, die den Blick ins Räderwerk preisgeben.

Vielleicht werde man dank erneuerbarer Energie allerdings irgendwann im Überfluss Wärme zur Verfügung haben,

«Wir haben für die Installation alle Elemente ausgeliehen. Sie werden danach abgebaut und an einem anderen Ort wiederverwendet.»

Elli Mosayebi  
Architektin und ETH-Professorin

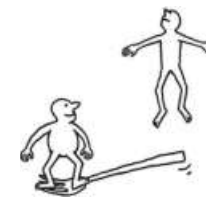
«dann müssten wir nicht mehr dicke, isolierende Wände bauen, sondern könnten sparsamer sein und auf dünnere Fassadensysteme setzen, weil Wärmeverluste CO<sub>2</sub>-neutral wären», sagt Mosayebi. Das würde auch bedeuten, noch besser umsetzen zu können, was viele Architektinnen bereits anstreben: zwar dauerhaft zu bauen, aber gleichzeitig flexibel zu bleiben. «So dass ein Gebäude einfacher umgebaut werden kann und eben nicht abgerissen werden muss.»

## Die Stadt der kurzen Wege

Umnutzungen sind auch für Barbara Buser ein grosses Thema: «Während die Hülle eines Hauses lange stehen bleibt, soll sein Inneres an immer wechselnde Bedürfnisse angepasst werden können.» Das würde es etwa ermöglichen, ein Wohnhaus auch für Gewerbe zu nutzen – oder umgekehrt. «Sofern zukünftige Zonenpläne das zulassen», sagt Buser. Sie würde es sich wünschen: «Je grösser die Durchmischung von Wohnen und Arbeiten ist, umso kürzer können unsere Wege werden.» Arbeiten, wo man lebt, statt jeden Tag zwei Stunden im Auto zu sitzen. Auch das, sagt Buser, seien vor allem weibliche Ansprüche.

Damit sich eine durchmischte Stadt allerdings umsetzen lasse, brauche es nebst Gesetzen und Umbauten vor allem eines: Toleranz. «Wir schwärmen ja alle von den lebendigen Städten im Süden. Aber sobald es lebt in der Innenstadt oder im Quartier, gibt es Lärmemissionen. Und solange die Anwohner einen so viel längeren Hebel haben, wenn der Lärm sie stört, wird es keine lebendige Durchmischung geben.» Mit anderen Worten: «Wohnen darf nicht mehr so übermässig geschützt werden. Wohnen muss wieder etwas Lebendiges werden», sagt Buser.

Programm unter [www.fraumuensterhof21.ch](http://www.fraumuensterhof21.ch).



LUNCHS

## Das Trottoir lebt – mehr denn je

Urs Bühler · Die Gastronomie darf die Gehsteige zurzeit weiträumiger erobern denn je, in Zürich wie in anderen Städten Europas. Wie weit diese neuen Freiheiten die Pandemie überdauern werden, muss sich weisen. Vielerorts jedenfalls sind, solange dicht stehende Tischchen die Fussgänger nicht zu stark behindern, die erweiterten Flächen ein Gewinn fürs Strassenleben. Und zumindest tagsüber ist der Geräuschpegel tafelder Gäste für Nachbarn ganz sicher verschmerzbar.

Wie es eine unscheinbare Umgebung aufwerten kann, wenn auf dem Boulevard mit Verstand und Verve gewirkt wird, zeigt die «Hopfenau» in der Nähe des Manesseplatzes. Sie profitiert weder von toller Aussicht noch von lauschigem Umfeld, und doch beschert sie uns eine sehr erfreuliche Mittagspause: Ganz kurzfristig haben wir beschlossen, den Home-Office-Tag mit einem Lunch auswärts aufzulockern, und gerade noch ein freies Tischchen an der Sonne ergattert. Dank den zumindest temporär gelockerten Regeln stehen zwar nicht mehr Plätze bereit, aber sie sind grosszügiger auf dem Asphalt verteilt.

Machen wir also einen Mittag lang blau in der «Hopfenau». Der Service agiert überaus aufmerksam und wohlgelaunt, findet die passende Mischung aus persönlichem Bezug zum Gast und gebotener Distanz – und das gerade für Mittagspausen wichtige richtige Timing: Die Abläufe sind speditiv, ohne dass man sich unter Druck gesetzt fühlt.

Für diesen Bereich verantwortlich zeichnet Caspar Grob, der das aparte, schlicht eingerichtete Quartierrestaurant zusammen mit Georg Ruis führt. Der eine stellt sich auf der Website als «servierender Gastgeber» vor, der andere als «kochender Gastgeber»: Beide identifizieren sich also mit dieser Rolle, und das merkt man dem Betrieb an. Man kennt sich seit gemeinsamen Jahren in der legendären «Tramstation», mit der einst Michel Péclard seinen Ruf als Gastro-Wunderknabe der Stadt lancierte.

Die vier verschiedenen Mittagsmenüs sind grosszügig portioniert; inbegriffen ist die schmackhafte Selleriesuppe oder der in seiner Einfachheit perfekte Teller voll Salat an feiner Vinaigrette. Dazu wird feines Brot in heller und dunkler Version serviert. Das Schweins-Cordonbleu (Fr. 24.50) sieht verlockend aus, wäre unserer nachmittäglichen Schaffenskraft aber kaum zuträglich. Leichtfüssiger nähren die guten Ravioli mit reichhaltiger Zitronen-Ricotta-Füllung (Fr. 21.50), die auch ohne den darüber gehackten Mix aus Fenchel und Salbei funktionieren würden. Von bester Qualität und eine Augenweide ist das als Hausspezialität geltende Rindstatar (Fr. 36.50), angerichtet an einer köstlich-crémigen Chilisauce, die wir ganz im Sinne guteidgenössischer Kompromisse mittelscharf bestellen.

Zum richtig starken Espresso (Fr. 4.50) wird kein trockenes Industrie-Guetzli spendiert, sondern ein hausgemachtes Caramelzältli, das auf weisser Schokolade basiert. Als kleines Dessert (Fr. 6.–) überzeugt die geschmeidige Panna cotta, die dem Einsatz von Sauerrahm ihre frische Note und einer Zwetschgensauche ihr fruchtiges Finale verdankt.

Mitunter müssen Wirte den Bewilligungsbehörden jeden Zentimeter Handlungsspielraum im Freien zuhause abringen. Davon erhalten wir ein Münsterchen erzählt. Der Appell der «Hopfenau»-Crew, der an der Strassenschildstange neben uns klebt, richtet sich indes nicht an Beamte: «Bitte hier keine Fahrräder abstellen.» Hierfür gibt's gleich nebenan einen raumgreifenden Veloständer. Vielleicht könnte man ja Gäste, die kein Tischchen mehr finden, dort auf den Sätteln platzieren?

Hopfenau, Hopfenstr. 19, 8045 Zürich, Tel. 044 211 70 60. Sa/So geschlossen.

Lokalmarkt  
Support Your Local Business

WICK SHOES  
ZÜRICH

Rahmengenäht - der feine Unterschied!  
Mit eigener Schuhreparaturwerkstatt

[www.wickshoes.ch](http://www.wickshoes.ch)